

Jeannette van Laak, Florentin Mück

## Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen\*

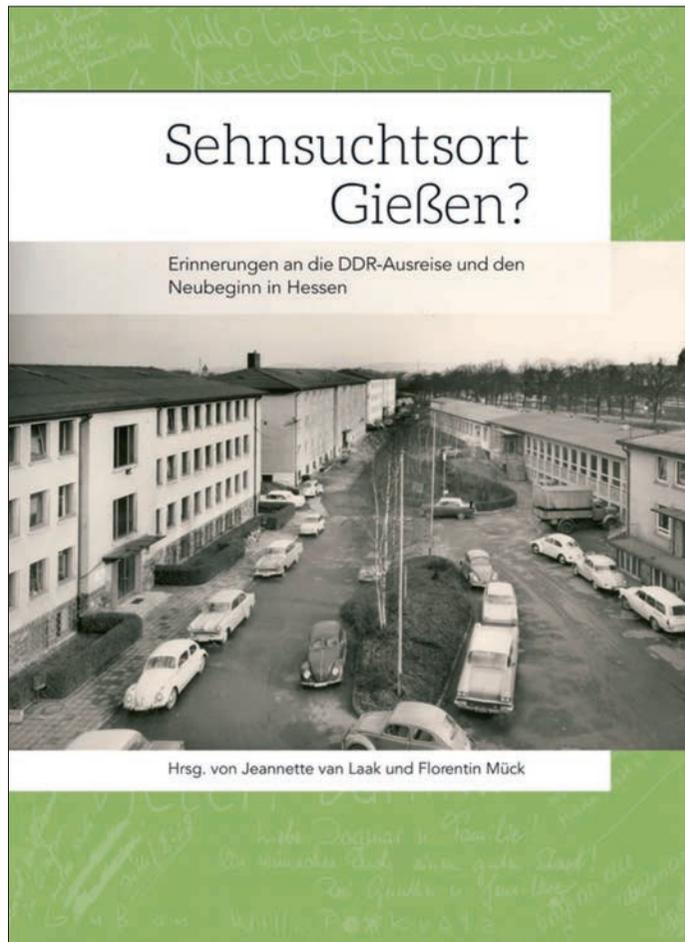
### Angekommen in Gießen? Gestern und heute

Das Thema „Ankommen“ in Gießen ist aktueller denn je. Zur Stunde sieht sich die Bundesrepublik Deutschland mit dem höchsten Flüchtlingsaufkommen seit der unmittelbaren Nachkriegszeit konfrontiert. Gerade in dieser Zeit, in der Debatten zur Zuwanderung und Migration kontrovers geführt werden, scheint es sinnvoll, auf die historische Dimension von Flucht und Zuwanderung nach Deutschland einzugehen.

Im Wintersemester 2014/15 haben Studierende der Justus-Liebig-Universität Gießen im Rahmen der Übung „Oral History als Methode der Geschichtswissenschaft. Zeitzeugeninterviews zu Flucht und Integration von DDR-Flüchtlingen nach/in Hessen“ lebensgeschichtliche Interviews mit Zuwanderern aus der ehemaligen DDR geführt. Im Ergebnis dieser Übung sind zahlreiche, aussagekräftige Interviews entstanden, die inhaltlich die Phase der Übersiedlung aus der DDR und die An-

kunft in der Bundesrepublik thematisieren. Die Ankunft in der Bundesrepublik ist eng mit der Stadt Gießen verbunden, wo sich bis Ende Juni 1990 das Erstaufnahmелager für Übersiedler aus der DDR befand.

Diese sind nun unter dem Titel „Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise



Titel der neu erschienenen Publikation.

\*Hrsg. von Jeannette van Laak und Florentin Mück im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen. Gießen 2016 (ISBN: 978-3-930-489-59).



Abb. 1: Pförtnerhaus und Haupteingang des Notaufnahmelagers in Gießen 1958.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

und den Neubeginn in Hessen“ ediert worden. Hier kommen nun beispielhaft jene zu Wort, die zwischen 1950 und 1990 das Lager, die Aufnahmeeinrichtung aufsuchten, um hier offiziell als Bundesbürger aufgenommen zu werden.

Wie die Erfahrungen der in dieser Publikation zu Wort kommenden Menschen zeigen, ist das Verlassen der Heimat seit jeher ein Bewältigungsprozess, der häufig nicht einfach und schon gar nicht reibungslos verläuft. Auch wenn die deutsch-deutsche Migration in Bezug auf Sprache und die vermeintlich ähnliche kulturelle Prägung der Akteure sicher einen Sonderfall darstellt, bleibt ein grundlegender Faktor von Zuwanderung immer derselbe. Individuen wandern von einem Land, oder Herkunftskontext, in ein anderes und stehen dort vor einem völligen Neuanfang. Diese Neuanfänge, die in dem vorliegenden Band in Gießen beginnen, haben eines gemeinsam: Die Zuwandernden sind auf die administrativen Abläufe und Mechanismen eines Aufnahmestaates und die Akzeptanz seiner Gesellschaft angewiesen. Dieses historische Faktum mani-

festiert sich sichtbar im Gießener Aufnahmelager. Gießens „Tradition der Aufnahme“ ermöglicht seit 1947 Neuanfänge und kulturelle Wechselwirkungen auf Seiten der Zuwandernden sowie auch der Aufnahmegesellschaft. Diese wechselseitigen Annäherungsprozesse ermöglichen das, was man heute als interkulturellen Austausch, oder sogar als integrative Prozesse bezeichnen kann.

Das Gießener Aufnahmelager wurde 1947 zunächst als Regierungsdurchgangslager, 1949 als US-Zonenlager für Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone (SBZ-Flüchtlinge) und ab 1950 als Notaufnahmelager genutzt. 1986 wurde es in „Zentrale Aufnahmestelle des Landes Hessen für Flüchtlinge und Übersiedler aus der DDR“ umbenannt und war als solches bis 1990 tätig. Zwischen 1990 und 1993 nahm es Spätaussiedler aus Polen und der zerfallenden Sowjetunion auf, bevor es 1993 zur Erstaufnahmeeinrichtung für Asylbewerber des Landes Hessen wurde. Bis 1989 bot es zwischen 100 und 600, 1989 zwischen 1.000 und 2.000, heute zwischen 2.000 und 4.800 Menschen Unterkunft und Versorgung. Damit blickt

die Einrichtung auf eine nunmehr 70-jährige Geschichte zurück.<sup>1</sup>

Erinnerungen von DDR-Übersiedlern werden seit den 1960er Jahren veröffentlicht. Man denke an Erika von Hornsteins „Die deutsche Not – Flüchtlinge berichten“.<sup>2</sup> Darin befragte sie Flüchtlinge direkt nach der Übersiedlung bzw. der „Flucht“ über ihre Motive. Barbara Grunert-Bronnen veröffentlichte Anfang der 1970er Jahre Interviews mit Übersiedlern, die zwischen 1955 und 1965 in den Westen gekommen waren. Bereits der Titel „Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik“ bringt das Entsetzen des Verlags und der Autorin darüber zum Ausdruck, dass die Eingliederung der deutschen „Brüder und Schwestern“ in die bundesdeutsche Gesellschaft nicht so ohne weiteres und vor allem nicht mühelos zu gelingen schien.<sup>3</sup> Von heutiger Warte aus würde man anmerken, dass diese Interviews vielleicht auch symptomatisch für jene Jahre gelesen werden können, die auf die 1968er-Bewe-

gung zuliefen. Charakteristisch für diese ist der Befund, dass sie zur Elterngeneration auf Distanz gingen. Es bliebe zu fragen, inwieweit diese Interviews nicht für diese Distanz stehen und sich vor Vereinnahmung, ganz gleich welcher, zu verwahren versuchen? Schließlich war die bundesdeutsche Gesellschaft in dieser Zeit weit weniger liberal und offen als heute. In den 1980er Jahren erhoben zwei Journalisten erneut die Lebensumstände der Übersiedler in der Bundesrepublik und veröffentlichten diese unter dem Titel „Vom ‚Großen Knast‘ ins ‚Paradies‘?“ Während letztere ihre Situation nüchtern beschrieben, enthielten die journalistischen Kommentare den impliziten Vorwurf, dass sich die bundesdeutsche Aufnahmegesellschaft nicht genügend um die „Brüder und Schwestern aus der DDR“ kümmere.<sup>4</sup> Ende der 1980er Jahre nahmen sich sowohl Wissenschaftler als auch einstige DDR-Bürger ein weiteres Mal der Übersiedlungserfahrungen von DDR-Bürgern an. Dabei fokussierten sie sich



Abb. 2: Menschen auf dem Weg zur Zentralen Aufnahmestelle.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)



die Kinder von einst, wie sie den „Systemwechsel“ erlebten.

Die nun publizierten Interviews unterscheiden sich dahingehend, dass es sich um Interviews handelt, die 20 bis 25 Jahre nach der Wiedervereinigung geführt wurden. Damit liegt mehr als ein Vierteljahrhundert zwischen den Übersiedlungserfahrungen und den Erinnerungen daran. Zudem wurde ein Großteil der Flüchtlinge und Übersiedler interviewt, nachdem sie das Pensions- und Rentenalter erreicht, ihre Berufsbiografie abgeschlossen hatten und auf diese zurückblickten. Dabei wird deutlich, dass diese trotz des „Systemwechsels“ für fast alle erfolgreich verlaufen ist. Somit fallen die Erinnerungen an die Übersiedlung und die Erfahrungen, sich in der neuen Gesellschaft zurechtzufinden, insgesamt milder, zufriedener aus. Zugleich verdeutlichen die Erzählungen, dass weniger der Aufbruch, das Weggehen an sich problematisiert wurde, als vielmehr die Entscheidung dafür, die viel Kraft und Energie kostete. Dies fiel denjenigen, die in jungen Jahren kamen, leichter als denjenigen, die in der DDR als beruflich und gesellschaftlich etabliert galten. Vor allem die jungen Menschen, die sich in den 1950er Jahren auf den Weg machten, kamen oftmals mit dem Segen des Elternhauses. Diejenigen, die in den ersten zehn Jahren nach dem Mauerbau gingen, konnten zum Teil auch noch mit der Billigung der Eltern rechnen. Einige aber, die nach 1949 geboren und in der DDR sozialisiert worden waren, verabschiedeten sich nicht nur von der DDR, sondern auch und vor allem von den Lebensentwürfen ihrer Eltern, die sie damit in Frage stellten. Dies tut man gemeinhin in der Pubertät und Adoleszenz, weniger mit Anfang/Mitte 40.

Wenn wir fragen, ob Gießen für diese Menschen ein „Sehnsuchtsort“ gewesen war, so vor allem deshalb, weil Gießen für sie ein Synonym war. Ein Syno-

nym für das Lager, das sie in die Bundesrepublik aufnehmen sollte. Das Lager, die Stadt und die Bundesrepublik wiederum standen für Rechtssicherheit sowie für eine Vielzahl an individuellen Entfaltungsmöglichkeiten und Menschenrechten, die in der DDR so nicht gewährt wurden. Vor allem die Rechtssicherheit war und ist ein Gut, das vor allem jene schmerzlich vermissten, die sich parteipolitischer und verwaltungsbürokratischer Willkür ausgesetzt sahen. Ein weiterer Grund für den Schritt in den Westen lag für DDR-Bürger in der steten, allumfassenden Politisierung des Alltags, von der sich mancher befreien wollte. Diese war nicht nur lästig, sie begrenzte individuelle Lebenswege. Somit stand Gießen als Sehnsuchtsort auch für eine Entpolitisierung bzw. für liberalisierte Alltäglichkeit, wenngleich manche Übersiedler aus der DDR erst lernen mussten, sich in dieser zurechtzufinden.

Die Stadt Gießen und das Lager umfassen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen nur einen sehr kurzen Zeitraum. Das spiegelt sich auch in der Erzähldauer hierüber wider. Dies hängt damit zusammen, dass die Übersiedler in ihrer Mehrheit auch nur kurze Zeit, meist zwischen drei und fünf Tagen, im Lager waren. Zugleich hat die Zeit im Notaufnahmelaager Gießen kaum negative Erinnerungsspuren hinterlassen. Vielmehr erinnern sich die Übersiedler an ein aufmerksames, freundliches und zuvor-

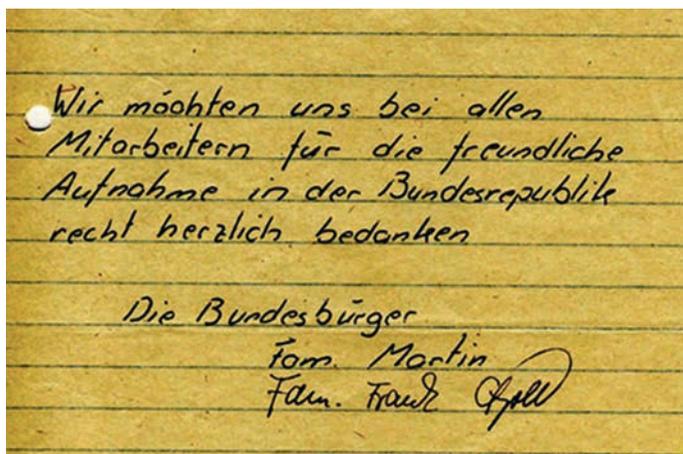


Abb. 4: Ein „Dankeschön“ für die Mitarbeiter der Aufnahme stelle von den neuen Bundesbürgern. (Foto: Stadtarchiv Gießen)



Abb. 5: Übersiedler aus der DDR stehen am 8. August 1989 in einer langen Schlange vor dem Aufnahmelager in Gießen, um sich registrieren zu lassen.  
(picture-alliance/dpa/Wolfgang Eilmes)

kommendes Personal, ganz gleich wie viele Menschen täglich ankamen. Für viele war die Einrichtung ein erster Ort nach der aufrüttelnden und aufwühlenden Zeit des Abschiednehmens, an dem sie ein paar Tage zur Ruhe kommen konnten. Somit diente eine solche Einrichtung, die mit ihren Massenunterkünften und der Gemeinschaftsverpflegung kaum Merkmale individueller Entfaltungsmöglichkeiten bereitzuhalten schien, durchaus als Schutzraum, in dem sich die Übersiedler ausruhen, ihre Geschichte staatlichen Stellen erzählen und sich mit anderen Übersiedlern über ihre Erfahrungen austauschen und sich somit zugleich ein weiteres Mal versichern konnten, dass der Schritt ins Ungewissere richtig gewesen war.

Die wenigen Erinnerungsspuren in den lebensgeschichtlichen Erzählungen stehen zugleich aber auch für funktionierende Strukturen innerhalb der Aufnahmeeinrichtung. Soziologisch betrachtet können Flüchtlingslager den sogenannten „Nicht-Orten“ (Marc Augé) zugeordnet werden, die als Infrastruktur der Verwaltung Bürgern zur Verfügung stehen, ihre Angelegenheiten zu regeln, zu klären. Historisch gesehen handelt es sich jedoch um einen Ort, der auf ganz eigene Weise Geschichte geschrieben hat.

Wenn bei den publizierten Interviews kritische Stimmen vermisst werden, die das Eine oder

Andere anführen, was bei der Aufnahme und Eingliederung der DDR-Übersiedler weniger gut gelang, so liegt das nicht daran, dass es solche nicht gegeben hat. Es überwiegen jedoch die positiven Erinnerungen, die mit dem lebensgeschichtlich einschneidenden Schritt verbunden sind. Dieser Befund kann zugleich rückgebunden werden an die im Stadtarchiv Gießen erhaltenen Dankschreiben und Grußkarten, die Heinz Dörr als langjähriger Leiter der Einrichtung aufbewahrte. Wa-

ren sie für ihn damals eine Anerkennung seiner Arbeit und die seiner Kollegen in der Lagerverwaltung und der Dienststelle des Notaufnahmeverfahrens, so dienen sie uns heute als ein Beleg dafür, dass neben der Rechtssicherheit gut funktionierende Verwaltungen ein wichtiges Gut demokratischer Staaten sind.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Heinz Dörr, Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: MOHG NF81/1996, S. 49–68; Jeannette van Laak, Die Geschichte des Notaufnahmelagers in Gießen zwischen 1946 und 1961, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 97. Band, Gießen 2012, S. 305–318.

<sup>2</sup> Erika von Hornstein, Die deutsche Not – Flüchtlinge berichten, Köln/Berlin 1960.

<sup>3</sup> Barbara Grunert-Bronnen, Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik, München 31970.

<sup>4</sup> Horst-Günter Kessler/Jürgen Miermeister, „Vom ‚Großen Knast‘ ins ‚Paradies‘?“ DDR-Bürger in der Bundesrepublik, Lebensgeschichten, Reinbek 1983.

<sup>5</sup> Volker Ronge, Von hüben nach drüben. DDR-Bürger im Westen, Wuppertal 1985.

<sup>6</sup> Martin Ahrends, Mein Leben, Teil Zwei. Ehemalige DDR-Bürger in der Bundesrepublik, Köln 1989; Uwe Gerig, Wir von drüben. Zwanzig Schicksale im geteilten Deutschland, Asendorf 1989.

<sup>7</sup> Klaus Kordon, Auf der Sonnenseite, Weinheim 2009.

<sup>8</sup> Klaus Kordon, Das Krokodil im Nacken, Weinheim 2002.

<sup>9</sup> Anna Schädlich, Susanne Schädlich (Hg.), Ein Spaziergang war es nicht. Kindheiten zwischen Ost und West, München 2012.

## **Beispielhaft für die edierten Interviews wurde das Folgende ausgewählt:**

### **„Ja, da fühlte man sich wieder heimisch!“**

*Siegbert Dreibach wurde 1939 in der Nähe von Berlin geboren, aufgewachsen ist er in Sachsen-Anhalt. Er studierte Germanistik und Skandinavistik und promovierte 1968 in Sprachwissenschaft. Anschließend war er knapp drei Jahre als Lektor an einer skandinavischen Universität tätig, wohin ihn seine Familie begleiten konnte. Aufgrund zunehmender Auseinandersetzungen mit einem neuen Kulturfunktionär entschied sich die Familie, nach Westdeutschland zu gehen.*

„Ich wäre niemals als parteiloser und politisch unauffälliger Mensch auf die Idee gekommen, die DDR zu verlassen. Ich war in meiner Studienzeit und Assistentenzeit nie ein Bürgerrechtler oder Widerstandskämpfer gewesen – das wäre ja völlig unvorstellbar gewesen. Außerdem hatten weder ich, noch meine Frau irgendwelche Verwandten im Westen, die wir hätten ausgraben können, oder sonstige Beziehungen in die Bundesrepublik, wir waren sozusagen ‚reinste DDR-Bürger‘ und es bestand zunächst auch nie für uns irgendein Anlass, den Osten zu verlassen.

Ich genoss eine sehr gute sprachwissenschaftliche Ausbildung in Leipzig und hatte auch als Parteiloser keine Probleme, meine universitäre Laufbahn einzuschlagen. Natürlich musste man sich nach der DDR richten und durfte nicht aus dem Rahmen fallen. Ich studierte Germanistik und Skandinavistik im Nebenfach und promovierte 1968 in Leipzig mit einer sprachwissenschaftlichen Arbeit. Kurz darauf bekam ich eine Anfrage, ob ich es mir denn vorstellen könne, als Deutschlektor ins Ausland zu gehen? Sogar meine Bitte, nicht in ein arabisches oder afrikanisches Land geschickt zu werden, wurde beachtet. Ich bin kein Mensch für heiße Länder. Und so kam dann schnell das Angebot mit Finnland. 1969 reiste ich also nach Finnland, um die Stelle an der Universität zu sichern – alleine, denn meine Frau und meine Tochter mussten erst einmal in Leipzig bleiben. Nach drei Wochen musste ich einen Vortrag halten, da ich mich gegen die anderen Bewerber durchsetzen musste. Ich bekam die Stelle und wurde als finnischer Beamter nach einer kleinen Probezeit eingestellt. Dann durfte auch endlich meine Familie nach ungefähr sechs bis acht Wochen nachreisen. Wir lebten fast drei Jahre in Finnland und ich habe meine Stelle mit großer Freude ausgefüllt. Ich habe sehr gerne an der Universität gelehrt.

Wir lebten dort in einer Kleinstadt in einer Dienstwohnung und konnten dort trotz der Sprachschwierigkeiten sehr gut leben. Ich lernte nie richtig finnisch, da meine Arbeit hauptsächlich auf Deutsch stattfand. Meine finnischen Arbeitskollegen pflegten einen sehr intensiven Kontakt, wenn auch alles sehr formal und es gestaltete sich sehr schwierig, Beziehungen und Kontakte aufzubauen. Es gab einen deutsch-finnischen Verein, auf dessen Veranstaltungen wir gerne gegangen sind, auch wenn das von der DDR nicht gern gesehen wurde, denn die Westdeutschen hatten auch Zugang zu diesem Verein. Westdeutsche Kontakte waren strengstens untersagt, aber das hielt uns nicht davon ab, Kontakte innerhalb der deutschen Gemeinden in Finnland zu knüpfen.

Irgendwann fragte mich der finnische Direktor der Universität, ob meine Frau die deutschsprachige Korrespondenz auf ‚gutes Deutsch‘ überprüfen könne. Zu dieser Zeit, es müsste um 1971 ‚rum gewesen sein, war es üblich, dass nicht alles auf Englisch übersetzt wurde. So schaute und korrigierte sie stundenweise die Briefe durch. Die meiste Zeit beschäftigte sie sich jedoch mit unserer Tochter, die zu diesem Zeitpunkt noch in den Kindergarten ging. Dort gab es einen Jungen, der sie ärgerte. Sie konnte natürlich noch nicht so gut finnisch und der Junge zog sie damit auf und dachte, sie sei dumm. Doch wir stärkten ihr schon damals immer den Rücken und munterten sie auf, dass sie sich immer wehren und sich nicht angreifen lassen solle. Bis auf diese kleineren

Zwischenfälle lebte sie sich eigentlich schnell ein und fand Freundinnen und Freunde und lernte schon in Finnland schnell, wie sie sich richtig zur Wehr setzen konnte.

Jeden Monat wurde man zu Versammlungen und Schulungen nach Helsinki eingeladen, um auf der richtigen politischen Linie zu bleiben. Das konnte ich alles noch soweit verkraften. Doch dann bekamen wir einen neuen Kulturattaché, der vom Zentralrat der FDJ kam. Dieser Mann kam in keinsten Weise mit seiner Arbeit zurecht, und ich kam überhaupt nicht mit ihm zurecht. Man darf jetzt aber nicht denken, dass wir nach Westdeutschland ausgereist sind, nur weil ich mit diesem einen Mann nicht auskam! Es gab auch politische Schwierigkeiten, die uns dazu bewegt haben, nach über zwei Jahren nicht nur Finnland zu verlassen, sondern auch die DDR, in die wir jedes Jahr den Sommer über zurückreisten.

Ich bekam eine Aufforderung, alleine nach Berlin zu reisen, da es einiges zu besprechen gäbe. Meine Familie sollte ich in Finnland zurücklassen. Ich ahnte nichts Gutes, da zuvor der Leiter des Kulturzentrums in Schweden politische Probleme bekommen hatte und nach Berlin beordert worden war – es handele sich um eine dienstliche Besprechung und er solle ohne Familie anreisen. Kaum am Flughafen angekommen, wurde er festgenommen. Ihm wurde vorgeworfen, mit westlichen Geheimdiensten konspiriert zu haben, jedenfalls wurde er dann in die Produktion geschickt – wie man das nannte. Ich wusste also, wie es ihm erging, nachdem er diese Aufforderung bekam. Es war lediglich eine Mutmaßung, dass mir das Gleiche blühen würde. So fassten wir schnell den Entschluss, nicht mehr in die DDR zurückzureisen und in den Westen aufzubrechen – einfach ins Blaue hinein.

Wir packten nur das Nötigste ein, um kein Aufsehen zu erregen und nicht aufzufallen. Unserer Tochter – sie war zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt – erklärten wir, dass wir nicht mehr zurückkommen würden und sie nicht all ihre Spielsachen mitnehmen könne. Sie entschied sich für eine Puppe, die sie einpackte und verschenkte den Rest der Spielsachen ihren Freunden auf dem Spielplatz des Innenhofs. Vor dem Start unserer Reise schrieb ich zwei Briefe, in denen ich versuchte zu erklären, warum wir nach Westdeutschland flohen. Einen schickte ich an meine Universität in Finnland und den anderen an die DDR-Vertretung. Noch nicht einmal unsere Familie in der DDR wusste über unsere Flucht Bescheid, doch sie machten uns nie Vorwürfe oder kritisierten uns, sondern akzeptierten unsere Entscheidung – auch wenn unsere Entscheidung für unsere Familie Konsequenzen hatte. Natürlich wurden sie in der DDR verhört. Meinem Bruder wurde die Karriere an der Universität massiv erschwert und er wurde dienstlich stark benachteiligt. Man glaubte ihnen nicht, dass sie von unserer Flucht nichts wussten. Mich selbst belastete dies natürlich sehr, da ich ihn ja in diese Lage gebracht habe. Aber wir konnten und wollten die Flucht auch nicht rückgängig machen.

Über Nacht fuhren wir von unserer Wohnung mit dem Bus in die nächste Hafenstadt, um von dort aus mit dem Schiff nach Stockholm zu gelangen. Als wir endlich in Stockholm ankamen, fuhren wir mit dem Taxi zur deutschen Botschaft, um unser Anliegen vorzutragen. Der Beamte erklärte uns, dass es uns frei stehe, doch wir müssen nach Gießen in das Notaufnahmelager, um das Aufnahmeverfahren zu durchlaufen. Aber wie kommen wir denn nun von hier nach Gießen? Er sagte: ‚Das ist Ihre Sache. Sie können mit der Bahn fahren, Sie können aber auch mit dem Flugzeug fliegen. Sie haben doch sicher ein bisschen Geld, von dem sie die Tickets kaufen können!‘ Natürlich hatte ich Geld dabei; das, was ich gerade so noch bei mir hatte. Also habe ich die Flugtickets nach Frankfurt auf eigene Kosten gekauft.

In Frankfurt angekommen – nach einer großen Reise – ließen wir alle Mitreisenden erst einmal an uns vorbei gehen, bevor ich zum Grenzschützer ging. Ich zeigte ihm meinen blauen DDR-Pass und erklärte ihm, dass wir aus der DDR kommen und nicht wieder zurück wollen. Da sagte er: ‚Dann kommen Sie mal hier her und warten Sie einen Augenblick. Sie werden von einer Behörde abgeholt.‘

Nach kurzem Warten kamen zwei Herren vom Bundesnachrichtendienst auf uns zu und brachten uns von Frankfurt nach Mainz. In dem Hotel, in dem wir untergebracht waren, sagten sie uns, sie wollen uns befragen und würden uns danach nach Gießen bringen. Es würde nicht lange dauern. Nun, das war ihr völliges Recht, dachte ich mir, der Staat hat das Recht zu erfahren, wen sie da in ihr Land lassen. Wir mussten morgens zur Befragung erscheinen. Die Befragung meiner Frau war eher formal. Von mir wollten die Herren alles Mögliche wissen. Zum Beispiel, ob der DDR-Botschafter denn gerne Alkohol trinken würde oder ob er mit vielen Frauen Umgang pflegen würde? Innerhalb der drei Tage in Mainz wurden die Fragen mehrfach wiederholt – immer wieder dieselben mühseligen Fragen, weil ich ja nicht viel sagen konnte. Zu den Kollegen hatte ich damals nicht viel Kontakt außerhalb der Versammlungen, zu den finnischen als auch zu den deutschen Kollegen. Aber es waren trotz allem sehr umgängliche Gespräche. Es erwies sich dann wohl sehr bald, dass ich kein großer Fisch war und keine internen Informationen preiszugeben hatte. Das musste sehr ernüchternd für sie gewesen sein.

An den Nachmittagen hatten wir freie Zeit zur Verfügung und konnten uns die Stadt ein wenig anschauen. Durch das Taschengeld, das sie uns gaben, konnte meine Frau für unsere Tochter sogar noch Kleinigkeiten einkaufen. Außerdem spendierten sie uns sogar eine Rheinrundfahrt. Während dieser Rundfahrt standen wir mit unserer Tochter an Deck, als ein Schiff aus der DDR mit gehisster Fahne vorbei fuhr. Die Kleine jubelte vor Begeisterung und rief ganz laut: ‚Das ist die Leipziger Fahne!‘ Die Anderen an Deck schauten uns nur irritiert an, doch für unsere Tochter war die DDR Leipzig, sie hatte doch keinerlei Ahnung von den politischen Dimensionen!

Nach diesen drei Tagen in Mainz kamen wir dann endlich ins Notaufnahmelager Gießen, Margaretenhütte. In dem Lager mussten wir das Notaufnahmeverfahren absolvieren, damit wir uns im Westen niederlassen können, eine Arbeit suchen können und alles, was dazu gehört. Wir bekamen unser Zimmer zugeteilt, das wir für die nächsten drei Monate bewohnten. Das Lager war nicht auffällig modern, wobei ich nicht sagen will, dass es altmodisch war. Es war alles akzeptabel, man wollte da ja schließlich auch nicht dauerhaft wohnen. Es war einfach eine notwendige Zwischenlösung – ein Durchgangslager eben, und zahlen mussten wir ja schließlich auch nichts. Beengt fühlten wir uns in dem Lager eigentlich nicht, wir hatten nie das Gefühl, es sei überfüllt. Man konnte einmal in der Woche Wasch- und Duschgelegenheiten nutzen, musste die Räume jedoch auch wieder sauber hinterlassen. Um das Essen mussten wir uns selbst auch nicht kümmern, wir bekamen dreimal täglich in der Kantine unsere Mahlzeiten, teilweise unfreundlich, wenn man nach Nachschlag oder Ähnlichem fragte, aber das alles ist nicht der Rede wert.

In Gießen wurde ich erneut, auch durch eine amerikanische Behörde, befragt. Wir hatten neben den Befragungen und dem Aufnahmeverfahren viel freie Zeit und konnten uns in der Stadt frei bewegen. Wenn wir das Gelände verließen, mussten wir uns beim Pförtner abmelden. Doch, ob es feste Zeiten gab, bis wir wieder zurück sein mussten, weiß ich schon gar nicht mehr.

Wir gingen mit unserer Tochter ins Freibad oder schauten uns die Stadt an. Im Gegensatz zu anderen Familien aus dem Osten hatten wir natürlich nicht den starken Kontrast zum westlichen Lebensstandard vor Augen. Diesen kannten wir ja schon durch Finnland und er war uns dadurch nicht völlig fremd. Es kam uns hier jedoch furchtbar billiger vor, wenn wir zum Beispiel im Seltersweg einkaufen waren. Diesen Teil der Stadt mochte ich am meisten, der Rest von Gießen reizte uns nicht besonders. Es hatte und hat natürlich den Charakter einer Universitätsstadt, wir sagten uns selbst jedoch nicht: ‚Hier möchten wir unbedingt leben!‘ Kontakt mit den Gießenern hatten wir kaum, natürlich beim Einkaufen in den Geschäften oder ähnlichem, aber dann ging man wieder zurück ins Lager und das war’s. Wir wurden als Deutsche akzeptiert, man sprach eine Sprache. Auch wenn man zum Teil das Gefühl hatte, die DDR würde politisch nicht sehr stark thematisiert werden und man setze sich nicht stark mit ihr auseinander. In der Schule zum Beispiel.

Im Lager suchten wir kaum den Kontakt zu den anderen. Man hatte nie die Absicht, Freundschaften zu schließen oder Solidargemeinschaften zu gründen. Zumal die meisten auch nie so lange im Lager waren und man selbst ja auch eigentlich so schnell wie möglich Fuß fassen wollte. Natürlich gab es auch im Lager einzelne Zwischenfälle. Die Kinder von einem Arztpeaar hatten mit unserer Tochter ein bisschen Streit, doch sie konnte sich gut wehren – sie hatte ja schon in Finnland gelernt, stark zu sein.

Trotz dieser Umstände bildeten sich Freundschaften mit anderen Ehepaaren, die bis heute halten, ob wir nun nach ihnen gefragt haben oder nicht. Im Lager gab es einen Fernsehraum, in dem ich und meine Frau abends immer um Punkt acht die Tagesschau schauten, um natürlich zu erfahren, was in der Welt passiert. Normalerweise saß kein Mensch da und dann hat es sich so ergeben, dass wir dort irgendwann zwei Ehepaare kennenlernten, beide kamen mit uns in der gleichen Woche an und wir waren alle der gleiche Jahrgang. Wir sind dann abends gemeinsam durch die Gaststätten gezogen. Das eine Ehepaar hat sich dann relativ schnell ein eigenes Auto gekauft, sodass wir dann gemeinsam ein bisschen herumgefahren sind. Und diese Freundschaften halten bis heute, es sind unsere ältesten Freunde in diesem Teil von Deutschland.

Während sich meine Frau in den drei Monaten um unsere Tochter gekümmert hat, suchte ich nach einer Arbeit, nachdem das Aufnahmeverfahren beendet war und wir unseren C-Ausweis bekommen haben und somit auch die Arbeitslosenunterstützung. Es dauerte alles sehr lange, ich hatte ja noch nicht mal eine Eheurkunde oder andere Papiere im Westen. Alles wurde in Leipzig zurückgelassen, da die Flucht in keinster Weise geplant war. Ich kaufte mir also donnerstags immer eine Wochenzeitung und durchsuchte die Stellenanzeigen auf germanistische Positionen. Ich schrieb etliche an und wurde auch mehrmals zum Kennenlernen angerufen, ohne mir natürlich eine Stelle anzubieten. Unsere Freunde aus dem Lager hatten weniger Probleme auf dem Arbeitsmarkt, eine Stelle zu finden, als Arzt oder Chirurg hatte man einfach bessere Chancen als ein Germanist! Und meine Frau konnte auch nicht direkt als Lehrerin wieder eingestellt werden. In der DDR arbeitete sie als Biologie- und Chemielehrerin, im Westen musste sie aber erst ihre Qualifikation nachholen – ihr Referendariat. Sie wurde vom Land Hessen eingestellt und wiederholte das verkürzte Referendariat und bekam eine Stelle in Marburg an einer Gesamtschule. Wir zogen nach den drei Monaten Lageraufenthalt dann endlich in eine eigene Wohnung in Marburg. Wir lebten die erste Zeit sehr spartanisch, wir hatten ja alles in Finnland und Leipzig zurückgelassen. In der Küche war von den Leuten vor uns noch das meiste vorhanden, sogar eine Waschmaschine konnten wir im Keller mitbenutzen. Eine der ersten Neuanschaffungen war die Kinderzimmereinrichtung: unsere Tochter bekam ihr Bett und die Schränke benutzten wir vorerst für unser Wohnzimmer. Und Stück für Stück konnten wir die Wohnung einrichten. Wir mussten uns alles neu anschaffen, da wir nichts mitgenommen hatten, außer ein paar Fotos und Gläser.

Noch in Gießen bekam ich einen Anruf vom Leiter des Sprachatlasinstitutes in Marburg, welcher selbst aus Leipzig kam und meinen Lehrer auch noch kannte. Er wollte mich kennenlernen und hat mir eine Assistentenstelle angeboten. Ich hätte bei dieser Stelle jedoch neben der Forschung einmal wöchentlich ein zweistündiges Seminar halten sollen. Ich wollte aber auf keinen Fall Lehre machen, ich hielt mich selbst als DDR-Flüchtling nicht für den richtigen Ansprechpartner für linke Studenten nach der '68er-Sache. Der Leiter des Instituts akzeptierte meine Entscheidung und bot mir zudem an, ein Habilitandenstipendium bei der DFG zu beantragen. Ich wurde in das Förderprogramm für geflüchtete Wissenschaftler aufgenommen und konnte die nächsten zwei Jahre in Marburg an meinem Forschungsthema arbeiten, bis mein Antrag auf das Stipendium angenommen wurde. Das Habilitandenstipendium nutzte ich nicht voll aus, da ich schon nach drei Jahren habilitierte. Nach meiner Habilitation in Marburg bekam ich einen Ruf nach Gießen. Diese Stelle in Gießen trat ich für ein Jahr an, bis ich einen Ruf auf einen Lehrstuhl in Göttingen bekam. Dort bin ich bis zu meiner Emeritierung geblieben. Meine Frau hatte in Marburg ihr verkürztes Referen-

dariat gemacht und dort als Lehrerin gearbeitet. Als ich den Ruf nach Göttingen bekam, ließ sie sich versetzen und wir zogen mit unserer Tochter von Marburg nach Göttingen.

Ich bekam später einen Ruf nach Tampere in Finnland, doch lehnte ich dieses Angebot ab, denn wir sahen unsere Zukunft im Westen und hatten uns dort eingelebt. Auch wollten wir unsere Tochter nicht erneut aus ihrem Umfeld reißen – es war auch so schon schwierig genug für sie. Sie wurde ja schon in Gießen eingeschult und musste dann erstmals die Schule wechseln nach Marburg, wo sie nach einigen Wochen wieder die Klasse wechseln musste, da die Klasse zu voll gewesen sei. Es war so schon nicht sehr leicht für sie, da dachten wir uns, ein weiteres Mal müssen wir sie nicht aus ihrem Umfeld nehmen.

Alles in allem war es zwar eine unüberlegte, kurzfristige Entscheidung, den Osten zu verlassen, doch bereut haben wir es nie. Man konnte im Westen viel unbefangener mit den Menschen reden. In der DDR war man immer viel vorsichtiger, was man sagte, immer in der Angst, jemand könne es in den falschen Hals bekommen und es gegen einen verwenden. Man verhielt sich damals in der DDR nicht zu vertrauensselig und verhielt sich viel reflektierter. Das war im Westen ganz anders. Wenn ich da an die Abende in Marburg denke, wenn wir in den Kneipen und Bars waren. Das war alles viel freier und man konnte frei heraus reden. DDR-Freundschaften, auch an der Universität, hatte ich so gut wie keine. Es gab damals einige enge Freundschaften aus der Kirche, denen man traute. Mit Kollegen blieb man möglichst auf der formalen Ebene und mied näheren Kontakt. Man hätte sich nie gegenseitig eingeladen und war froh, wenn man nach der Arbeit hinter sich die Tür zu machen konnte. Man blieb im familiären Bereich mit alten Freunden. Im Westen war alles viel lockerer, vielleicht auch ein bisschen oberflächlicher. Jedoch war es sehr befreiend, nicht mehr ständig aufpassen zu müssen, was man sagte, gerade was Politisches anging.

Die Sprache war ein ganz wichtiger Punkt, um sich heimisch zu fühlen. In Finnland war es sehr schwer Anschluss zu finden, da die Sprache schwer zu lernen war. Unsere Tochter konnte durch den Kindergarten am besten finnisch. Doch für meine Frau und mich war es zum Beispiel nahezu unmöglich, einer Einladung von finnischen Arbeitskollegen nachzukommen. Man hätte sich nur anschauen können. In Westdeutschland – Gießen, Marburg, Göttingen – war das alles ganz anders. Es war wie eine andere Welt, da ist man zu Hause. Da fühlte man sich dann wieder heimisch. Die Sprache war ein ganz wichtiger Punkt. Heimat wird für mich aber trotz allem Wittenberg sein, da bin ich aufgewachsen. Ich fahre noch heute zu Fußballtreffen nach Wittenberg.“

*Bearbeitet von Minalde Wagner*

*Kontakt: Florentin.Mueck@geschichte.uni-giessen.de*